

Zeitschrift: Burgdorfer Jahrbuch
Herausgeber: Verein Burgdorfer Jahrbuch
Band: 77 (2010)

Artikel: Der Pferdeflüsterer aus Burgdorf : aus den Lebenserinnerungen von Armin Meyer (1853-1919)
Autor: Meyer, Armin / Richterich, Rolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1074895>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

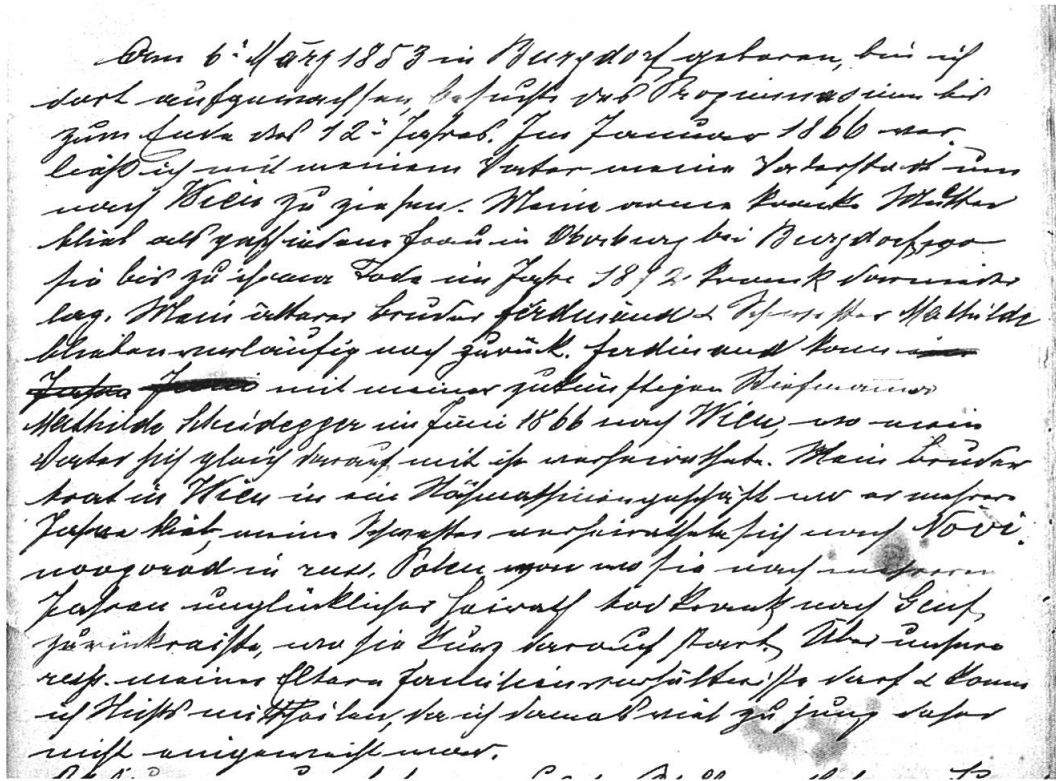
Download PDF: 27.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Pferdeflüsterer aus Burgdorf

Aus den Lebenserinnerungen von Armin Meyer (1853 – 1919)

Herausgegeben von Rolf Richterich



Am 6. März 1853 in Burgdorf geboren, bin ich dort aufgewachsen, besuchte das Progymnasium bis zum Ende des 12. Jahres. Im Januar 1866 verliess ich mit meinem Vater meine Vaterstadt, um nach Wien zu ziehen. Meine arme kranke Mutter blieb als geschiedene Frau in Oberburg bei Burgdorf, wo sie bis zu ihrem Tode 1874 krank darnieder lag. Mein älterer Bruder Ferdinand und Schwester Mathilde blieben vorläufig noch zurück. Ferdinand kam mit meiner zukünftigen Stiefmamma Mathilde Scheidegger im Juni 1866 nach Wien, wo mein Vater sich gleich darauf mit ihr verheiratete. Mein Bruder trat in Wien in ein Nähmaschinen-geschäft, wo er mehrere Jahre blieb. Meine Schwester verheiratete sich nach Novinogorod im russischen Polen, von wo sie nach mehreren Jahren unglücklicher Heirat todkrank nach Genf zurückreiste und kurz darauf starb. Über unsere respektive meiner Eltern Familienverhältnisse darf und kann ich nichts mitteilen, da ich damals viel zu jung und daher nicht eingeweiht war.

Am 6. März 1853 in Burgdorf geboren, bin ich dort aufgewachsen, besuchte das Progymnasium bis zum Ende des 12. Jahres. Im Januar 1866 verliess ich mit meinem Vater meine Vaterstadt, um nach Wien zu ziehen. Meine arme kranke Mutter blieb als geschiedene Frau in Oberburg bei Burgdorf, wo sie bis zu ihrem Tode 1874 krank darnieder lag. Mein älterer Bruder Ferdinand und Schwester Mathilde blieben vorläufig noch zurück. Ferdinand kam mit meiner zukünftigen Stiefmamma Mathilde Scheidegger im Juni 1866 nach Wien, wo mein Vater sich gleich darauf mit ihr verheiratete. Mein Bruder trat in Wien in ein Nähmaschinen-geschäft, wo er mehrere Jahre blieb. Meine Schwester verheiratete sich nach Novinogorod im russischen Polen, von wo sie nach mehreren Jahren unglücklicher Heirat todkrank nach Genf zurückreiste und kurz darauf starb. Über unsere respektive meiner Eltern Familienverhältnisse darf und kann ich nichts mitteilen, da ich damals viel zu jung und daher nicht eingeweiht war.

So beginnt Armin Meyer seinen Lebensbericht, den er im Februar und März 1914 als 61-Jähriger während einer mehrwöchigen Krankheit in ein A4-Schulheft schreibt. Die ersten der hier ausgewählten Teile seines Lebens liegen für ihn also fast fünfzig Jahre zurück. Wien und die Donaumonarchie prägen sein privates und berufliches Leben. Bei der Niederschrift gibt es diese politische und gesellschaftliche Ordnung noch; fünf Jahre später stirbt er fast gleichzeitig mit dem Kaiserreich.

Wer mehr über die Vorgeschichte der Familie Meyer erfahren will, sei auf frühere Jahrbuchbeiträge verwiesen, die auch gute Porträts enthalten. Im Burgdorfer Jahrbuch 1959 würdigt Dr. W. Rytz den Naturforscher Rudolf Meyer-Dür, den «Käfer-Meyer». Nach Seite 88 ist dort eine detaillierte Stammtafel eingefügt, auf der Armin Meyer als fünftes Kind des Bruders Ferdinand II erscheint. Armins Grossvater Ferdinand I (1784 – 1851) war als 23-jähriger Kaufmann aus Basel nach Burgdorf gezogen. Er stammte aus Pappenheim in Bayern, was durch Dokumente im Familienarchiv belegt wird.

Im Jahrbuch 2000 berichtet Trudi Aeschlimann in der «Biergeschichte» über den «Stammvater» der Burgdorfer Meyer, er sei 1827 in das Bürgerrecht aufgenommen worden. Der erfolgreiche Handelsmann Ferdinand Meyer-Bissig war auch im Brauereigewerbe tätig. 1841/42 liess er am Kreuzgraben das Haus «zum Garten» errichten. Seine zwei Söhne, der spätere Käfer-Meyer und Ferdinand Meyer-Lüdi, waren weniger erfolgreich. Der jüngere scheiterte wirtschaftlich und verliess Burgdorf, wie in Armins obiger Einleitung diskret vermerkt, mit seinen beiden Söhnen und seiner zweiten Frau Richtung Wien.

Im Jahrbuch 2007 rundet Heinz Niklaus das Bild ab. Die Besetzung Felsegg liess Ferdinand Meyer-Lüdi 1865 nach Plänen von Robert Roller II errichten. Zur Finanzierung hatte er die Besetzung am Kreuzgraben, die spätere Villa Roth, 1864 an Heinrich Fehr veräussern müssen. Durch eine Bürgerschaft geriet der eidg. Oberstleutnant, der sich wegen seines Pferdehandels häufig im Ausland aufhielt, in finanzielle Schwierigkeiten und musste bereits 1866 Konkurs anmelden.

Armin Meyer beschreibt nun vor allem das Auf und Ab seiner beruflichen Tätigkeit, bei der immer die Pferde im Mittelpunkt stehen. So sollen auch die hier ausgewählten Ausschnitte vor allem den begnadeten Reitlehrer und Pferdekenner zeigen; der ganze Text von fast 80 Seiten würde den

Umfang eines Jahrbuchbeitrags sprengen. Seine Orthographie und Syntax sind weitgehend respektiert. Die von ihm erwähnten Orte und Persönlichkeiten in ihren historischen Zusammenhängen haben einer gründlichen Internet-Recherche standgehalten; Google, Google-Maps, Wikipedia und Lexika aus der Zeit bestätigen seine Erinnerungen verblüffend genau.



Pferdekennner Armin Meyer-Lengenhager

Die Anfänge in Wien

Als junger, unerfahrener, der Schule enthobener Junge gefiel mir die Reise nach Wien und das abenteuerliche Leben, das mir bevorstand, recht gut. Nach einer ersten Zeit in Hotels mietete mein Vater eine nette Wohnung im Graf Lambergischen Hause Praterstrasse 46, wo, als die Stiefmamma kam, ein heimeliges Familienleben begann. Leider brach schon im Juni der Krieg aus zwischen Oesterreich und Preussen, woran auf oesterreichischer Seite sich auch Hannover, Bayern und Sachsen beteiligten. Gleichzeitig brach aber auch der Krieg mit Italien aus, der schon mit der Schlacht von Custozza am 24. Juni 1866 ein Ende nahm. Ich ging schon von März an in

die Realschule Leopoldstadt, als aber die Kriegsgefahr wuchs und man die Eroberung Wiens erwartete, wurden die Schulen geschlossen. Für mich war das eine interessante Zeit, die ich nie vergessen werde. Ich sah gleich von Anfang an die fremden Armeen einrücken, gleichzeitig marschierte ein Regiment Infanterie, Artillerie und Cavallerie nach dem andern auf den Nord-, Nordwest- und Südbahnhof zu. Es war für mich ein grossartiges Schauspiel, voran immer eine Regimentsmusik. In Wien selbst wurde Belagerungszustand erklärt, es war ein unheimliches Leben. Damals hatte man noch nicht die Verbandstoffe von heute, jede Familie bekam Auftrag, so viel wie möglich Charpie zu zupfen und Wäsche zu nähen. Wir säumten Leintücher und Handtücher, bis spät in die Nacht wurde Charpie gezupft und musste in die Spitäler geliefert werden. Mein Vater hatte täglich Besuch von Schweizern, so von Moritz von Wattenwyl und Robert Marcuard von Bern. Letzterer diente im K. K. 3. Jägerbataillon und musste einrücken. Im Juli erhielten wir Bericht, dass R. Marcuard im allgemeinen Spital liege, ich besuchte ihn. In der Schlacht bei Königsgrätz am 3. Juli durchbohrte ihm eine preussische Zündnadelkugel den rechten Daumen, der durchschossene Säbel hing über seinem Bett. In Wien wurde es immer ungemütlicher. Ich sah, wie die Schatzkammer aus der Hofburg per Schleppdampfer mit starker Militärescorte auf der Donau in die Festung Kemorn geführt wurde. Nachts gingen wir auf den Dachboden, um die Röte der brennenden Dörfer an der ungarischen Grenze zu sehen, hörten auch hie und da Kanonendonner. Täglich kamen Gefangenentransporte sowie Verwundetenzüge an, es war schauerlich anzusehen. Ich sah, wie ein General, dem ein Bein abgeschossen war, in einem Coupé transportiert wurde. Die Räder waren abgenommen, hinten und vorne wurde das Coupé von Maultieren durch lange Stangen und Riemen getragen, so dass jede Erschütterung ausgeschlossen war. Der schöne grosse Prater wurde als Nachtlager hergerichtet, lauter Cavallerieregimenter. Die Husaren tanzten trotz vorherigen Strapazen Csárdás. Die armen abgemüdeten Pferde waren an Pfähle angebunden. Nun kamen die Folgen des Krieges, die Cholera brach bereits in Wien aus. Herr Moritz von Wattenwyl lud mich ein, mit ihm per Schiff nach Pest zu fahren, er hatte einen guten Freund in Ofen, Baron von Graffenried, schweizerischer Gesandter. Ich reiste mit ihm, kurz vorher fand die Schlacht bei Blumenau bei Pressburg statt, wo wir vorbei fuhren. Von Weizen bis Pest fuhr eine Abteilung Infanterie mit, mit der Militärkapelle, die wundervoll spielte. Andern Tags ging ich in die Villa Gozsdu, die mein Vater auf August mietete mit zirka 100 Joch Feld.

Nach dem Krieg ging nach und nach alles wieder seinen ruhigen Lauf. Auf der Villa Gozsdu wurde nach Schweizer Art gewirtschaftet, auch ein Emmentaler Melker fehlte nicht, ein urchiger Berner namens Christen Krähenbühl. Rudolf Oser aus Basel kam als Praktikant zu uns. Mein Vater musste die Wirtschaft nach einem Jahr aufstecken, da uns die Erträge direkt vom Feld gestohlen wurden.

Es kam die grosse Krönungsfeierlichkeit, wo Kaiser Franz Joseph zum König von Ungarn gekrönt wurde. Ein so grossartiger Festzug wird wohl nie mehr zu Stande kommen, einen solchen Luxus an Costümen und Pferden können sich nur die ungarischen Magnaten erlauben. Es waren Pferdeschabracken zu sehen, die allein ein Vermögen kosteten, nicht zu reden von den kostspieligen Nationalcostümen. Der Umzug dauerte volle zwei Stunden, da gab es vieles zu sehen. Der König ritt einen schneeweissen 17-fäustigen Schimmel mit langem Schweif. Es war imposant, als er im Galopp auf den Königshügel sprang, vier Pirouetten machte und die vier Schwertstreiche ausführte, nach Nord, Süd, West und Ost. Das Pferd war lange vorher dazu dressiert worden. Auf einer der vielen Tribünen, von wo wir für 10 Gulden pro Person zusahen, machte mein Vater die angenehme Bekanntschaft mit Stallmeister Martin Kegel, der schon viel in der Welt herumgekommen war.

Kegel hatte sich im abgelegenen ungarischen Dorf Buzsak bei Oereglak ein Gut gekauft und eine Reitbahn eingerichtet. Er konnte Vater Ferdinand Meyer davon überzeugen, dass dort gute Geschäfte zu machen seien. Innert eines Monats wurde in Pest alles liquidiert und die Familie übersiedelte nach Buzsak. Die Geschäfte liefen gut und bald zog Meyer wieder nach Wien, um näher an den Kunden zu sein.

Der Weg in die Selbstständigkeit

Bis daher die Introduction, nun fängt erst meine Lebensgeschichte an. Ich, der für die Landwirtschaft schwärmte und gerne schon mein Brot selbst verdient hätte, blieb nun in Lengyeltóti (etwa 5 km von Buzsak, 15 km südlich des Balatonsees), einem Besitz des Grafen Johann Zichy (dessen Schloss mit Park noch heute zu den Sehenswürdigkeiten gehört). Ich wurde als Praktikant aufgenommen und kam zu einem Verwalter in Pension. Ich hing mit Leib und Seele an meinem zukünftigen Fache. Da ich kein Wort unga-

risch sprach, hiess es Vogel friss oder stirb, denn Stunden konnte ich keine nehmen. Ich hörte kein anderes Wort, lernte daher sehr schnell, in einem Jahr sogar so, dass niemand, der mich nicht kannte, glaubte, dass ich ein Ausländer sei. Es war dies im Herbst 1867, ich war von früh bis abends spät bei der Arbeit, entweder auf den Feldern oder in den Fruchtmagazinen. Nun kam der Winter, daher mehr das Interne. Ich lernte die Buchführung und musste viel im Schreibzimmer mit den zwei Schreibern sein. Dann musste ich zur Fütterung der Zug- und Mastochsen, sowie die weit entfernten Schafstallungen aufsuchen. Man übergab mir den Schlüssel zur Futterkammer für die Ausgabe von Gerstenschrot für die Mastochsen. Nun musste ich tagtäglich früh um vier Uhr von anfangs November bis März hinaus bei stockfinsterner Nacht im tiefsten Schnee bei grösstem Schneegestöber mit dem kleinen Schlüssel in der Westentasche. Ich war als 14½-Jähriger stolz darauf, das Schrot für zirka 120 Zug- und 90 Mastochsen herauszugeben. Um zirka sechs Uhr ging ich in die Schmiedewerkstätte oder zum Wagner, die um diese Zeit zu arbeiten anfangen. Dort lernte ich viele Arbeiten kennen, beim Wagner fabrizierte ich mir selbst einen famosen Stiefelzieher, der mir erst vor einigen Jahren abhanden kam. Ich wurde viel eingeladen in die Familie des herrschaftlichen Hofmeisters Herr von Perlaky, des höchsten Beamten. Sonntags war ich später immer dort als Gast, es wurden mit den Töchtern Spiele gemacht, getanzt etc. Herr von Perlaky sah ein, dass ich ebensoviel leiste wie seine Schreiber und nahm mich zu sich in Pension. Ich bekam ein Zimmer, alles gratis, sodass mein Vater nichts mehr zu zahlen hatte. Ich war sehr ärmlich an Kleidern, zerriss enorm viele Schuhe und Stiefel, die Beamten halfen mir hin und wieder aus. Mein einziger Wunsch war nun erreicht, mein Brot selbst zu verdienen, ich war nicht ganz 15-jährig.

Im Sommer 1867 zieht er mit den Dreschmaschinen von einer Puszta zur andern. Er erlebt auch den Kampf gegen eine Heuschreckenplage am Ufer des Plattensees.

Im Herbst wurde ich zum Grafen Zichy gerufen, ein alter feiner Herr. Er teilte mir mit, er hätte mit Freude vernommen, dass ich so ein fleissiger Junge sei, sein Schwiegersohn Franz Nadosdy sei bereit, mich als Schreiber zu engagieren, ich glaube zu 200 Gulden im Jahr, alles frei und etwas Prozentationen, für mich war das ja grossartig. Ich hatte dort schon mehr Verantwortung und schwierigere Aufgaben. Das schöne Gut des Grafen lag

in Nadasd-Ladany eine Stunde per Wagen von Stuhlweissenburg (*Székesfehérvár*), am Fusse des Bakonierwaldes bei der kleinen Stadt Pet (*Pétfürdő*).

Inzwischen war der Vater von Wien nach Wiedikon bei Zürich gezogen und im Sommer 1871 rief er den Sohn zu sich. Er könne ihn in seinem Geschäft gut gebrauchen und ihn im Fahren und Reiten ausbilden. Auf der Reise in die Schweiz musste der junge Mann gleich einen Pferdetransport begleiten.

Da das Geschäft gut ging und viele Pferde verkauft wurden, musste ich nun öfters nach Ungarn Pferde holen. Im Herbst 1872 schickte mich mein Vater nach Wien in die Tippeltsche Reitschule als Volontär. Es war dies ein grosses Institut mit zirka 80 Pferden und 5 Stallmeistern. Tippelt war ein vorzüglicher Reiter, konnte sehr höflich, aber auch kotzengrob sein. Ich musste sehr viel reiten, rohe, verdorbene aber auch viele Pensionspferde bewegen. Darunter war mein Liebling, ein Fuchs vom General von Gal, den er in der Schlacht bei Königsgrätz geritten hatte. Von zu Hause wurde ich enorm knapp an Geld gehalten, Nachmittags hatte ich oft einen Höllen hunger und wäre gerne in das Kaffeehaus nebenan gegangen, musste aber sparen. Das Resultat war, dass ich im März 1873 sieben Wochen lang am Typhus liegen musste. Ich höre noch meinen alten Doktor zu meiner Zimmerfrau sagen: No, den werdens bald aussiführen nach Matzleinsdorf. Ich wurde wieder gesund, war aber nur noch ein Schatten, es brauchte lange, bis ich wieder reiten konnte. Ende April kam ich wieder nach Zürich und konnte das, was ich bei Tippelt gelernt hatte, gut anwenden.

Im März 1874 stirbt in Oberburg Armin Meyers leibliche Mutter. Der Vater zieht für ein halbes Jahr wieder nach Wien, dann zurück nach Zürich, um schliesslich die neu eröffnete Reitschule in Biel zu übernehmen. Nach einigem Hin und Her kauft der Sohn das Geschäft und der Vater steigt bei der Reitschule St. Jakob in Zürich ein. Das Engagement in Biel wird 1875 von der Rekrutenschule unterbrochen, was dem Bieler Unternehmen schadet. Der junge Meyer verkauft es wieder und hofft auf eine Stelle in Ungarn. Schliesslich engagiert ihn der berühmte Reitlehrer Graf Széchenyi in Somogyvár, nicht weit südlich von Lengyeltóti.

Der Graf empfing mich auf seinem Liegewagen, mit dem er bis zur offenen Bahn fuhr und von welchem aus er das Reiten seiner Söhne und Stall-

burschen beaufsichtigte. Er erklärte mir, er würde mich engagieren, aber ich solle zuerst sein Lehrbuch studieren und wenn ich mit seinem System einverstanden sei und mich dem Ballwerfen unterziehe, so könne ich bei ihm als Stall- und Gestütmeister eintreten. Der Lohn war 30 Gulden monatlich und alles frei. Der Graf ersuchte mich nun, ihm einige Pferde vorzureiten; meine Reiterei gefiel ihm, nachher musste ich noch zweispännig fahren. Alles ging gut, man wies mir ein grosses schönes Zimmer an, ich hatte eine feine Kost, wurde vom Diener serviert. Nun wurde ich der Gräfin vorgestellt, eine schöne, feingebildete Frau, geborene Comtesse Hoyos. Gleichzeitig kamen auch die vier Söhne, die mich in den Stall führten und mir sämtliche Pferde zeigten: es waren zwei Viererzüge, acht Reitpferde und dem Grafen sein Pony. Die Pferde alles eigene Zucht, meistens Hengste. Eine Unzahl von Equipagen, Geschirren und Sattelzeug. Nun ging mein Dienst los. Den Vormittag brachte ich meistens beim Grafen zu, da er im Bett blieb; ich musste Briefe schreiben, er diktierte deutsch sowie ungarisch. Er war erstaunt, wie ich korrekt ungarisch schrieb. Nachmittags wurde unter seiner Aufsicht geritten und an der Longe Ballen geworfen. Ich musste es auch mitmachen und fand das System unbezahlbar für die Ausbildung des richtigen Sitzes zu Pferd. Später fingen die Hasenhetzen mit Windhunden an, es beteiligten sich immer noch fremde Gäste. Es gab schwierige und scharfe Ritte, die ganze Jagd ist eine Morderei. Ein längerer Gast war auch die russische Fürstin Dolgomky, eine Tante des jetzigen Zars; ich musste sie oft à la Daumont (mit Vorreiter) spazieren führen. An anderen Tagen machten wir grosse Fahrkünste, wir fuhren im Park vier- und sechsspännig und dann zwei, drei, vier Pferde voreinander; es ist dies schwierig, besonders mit so temperamentvollen Pferden. Gelernt habe ich dort viel, leider konnte ich es in der Schweiz nie verwerten.

Aus gesundheitlichen Gründen muss der Graf das Gestüt aufgeben, beschäftigt seinen schweizerischen Gestütmeister aber weiter, bis er ihm auf seine wärmste Empfehlung hin bei Graf Julius von Jankovich im nahen Oereglak eine ähnliche Stelle gefunden hat. In seinem Dienst lernt er auch die Stadt Pressburg, das heutige Bratislava, kennen; das sei, schreibt er, «eine liebe freundliche Stadt». Einmal nimmt er dort sogar an einem kostümierten Ball in seiner schweizerischen Kavallerie-Aspiranten-Uniform teil.

Bräutwerbung, Hochzeit und Beginn in Pressburg

Im Frühjahr 1879 kündigte ich die Stellung, ich sah, dass ich zu nichts komme und von der Welt abgesperrt bin. Ein guter Freund schrieb mir, in Pressburg sei eine Reitschule zu vermieten. Ich schwärmte schon damals für diese Stadt, als ich mit Graf Széchenyi dort war und wurde von allen Seiten encouragiert, hatte aber das Geld nicht dazu. Gleichzeitig erhielt ich einen Brief von Rudolf Oser, der die Reitschule in Biel nahm, die ich vorher hatte. Er erzählte mir, dass ein sehr nettes Fräulein bei ihm reite, das heiratslustig wäre. Das wäre was für mich, er würde sich nicht lange besinnen, wenn er nicht verheiratet wäre. Ich nicht faul, ich hatte gerade ein Pferd in die Schweiz zu spedieren, benutzte die Gelegenheit. Ich lieferte das Pferd in Zürich ab und fuhr zu Freund Oser nach Biel, der ein Rendezvous mit dem Fräulein arrangierte, indem er sie wie mich zum Mittagessen einlud und dann zu einem schönen Spazierritt nach Sonceboz. Das Fräulein kam aus Aarberg und war wirklich wie er sie beschrieb. Wir ritten nach Sonceboz, tranken ein gutes Fläschchen, das Fräulein spielte sehr gut Klavier, ich war bereits gefangen.

Wir ritten bei bestem Humor zurück. Das Fräulein lud uns ein nach Aarberg zu ihrer Mama. Wir fuhren andern Tages hin. Ich nahm nachher Abschied, vielleicht für immer, wer weiss, denn ich musste wieder nach Gomba (*bei Oereglak*) zurück. Es überkam mich ein fürchterliches Heimweh, war ich doch mutterseelenallein und verlassen. Ich schrieb an die Mama Lengenhager, bedankte mich noch für die freundliche Aufnahme und erkundigte mich nach der lebenswürdigen Tochter. Ich erhielt bald darauf ein freundliches Schreiben, worin mich die Mama ersuchte, direkt an ihre Tochter zu schreiben, es würde sie gewiss freuen. Letztere war gerade in Cortaillod auf der Weinlese. Die Briefe flogen hin und her, ich teilte ihr mit, dass ich im November wieder auf einige Tage geschäftlich in die Schweiz komme, es war aber mehr, um sie um ihre Hand zu bitten. Da ich freundlich eingeladen war, fuhr ich direkt über Wien nach Aarberg. Ich kam abends acht Uhr dort an und wollte zuerst ins Hotel gehen, um ein Zimmer zu bestellen. Als ich vom Bahnhof hinauf ging, gegen das Städtchen zu, sprang auf einmal Fräulein Lengenhager auf mich zu und begrüßte mich. Sie liess mich nicht ins Hotel gehen, sondern ich musste gleich mit ihr nach Hause, die Mama wartete schon mit einem feinen Nachtmahl. Ein prächtiges Zimmer war auch schon bereit, es war ein herrlicher Abend. Andern Tags stand ich um acht Uhr auf, ging hinunter und setzte mich ans



Marie Meyer-Lengenhager

Klavier, bis die liebenswürdige Tochter mich zum Frühstück holte. Nach dem Frühstück sassen wir zwei allein bis Mittag. Ich glaube, wir waren so ziemlich einig, nur hatte ich die Courage nicht, meine Absicht auszusprechen. Es ging wieder zum Essen. Ich erklärte, dass ich verreisen müsse. Nach Tisch sassen wir auf der Terrasse, es war ziemlich kühl am 9. November 1879. Ich war wie auf Nadeln; endlich sprang ich auf, ging zu ihrer Mama und frug sie um ihre Tochter. Sie war wie mir schien gar nicht sehr überrascht und führte mich zur Tochter, wo dann der schwere Moment mit einem Kuss erledigt war. Nun war's mir nicht mehr kalt. Andern Tages wurden einige Hausfreunde geladen und die Verlobung unter uns gefeiert. Nachmittags fuhr ich mit Fräulein Lengenhager nach Biel zu Oser, um die Ringe zu kaufen. Ich blieb noch zwei, drei Tage dort und erhielt von der Mama einen wunderschönen silbernen Becher. Am dritten Tage fuhren wir nach Zürich zu meinen Eltern, mein Vater war doch auf der Reitschule St. Jakob. Nun begleitete ich meine Braut nach Aarberg und fort ging's wieder nach Ungarn.

Es war der kalte Winter 1879/80, wo alle Seen zugefroren waren, ich machte die berühmte Fahrt mit meinem Vater mit: Er fuhr vierspännig im Schlitten und der Stallmeister und ich zu Pferd von Zürich nach Bendlikon, einmal aber nie mehr. Nun schloss ich brieflich wegen der Reitschule soweit ab, dass mir keiner dazwischen kommt. Leider machte ich den furchtbaren Blödsinn und frug meine Braut an, ob ihre Mama mir zur Übernahme der Pressburger Reitschule 2000 Gulden vorstrecken könnte, ich war eben in dieser Beziehung ganz unerfahren. Ich erhielt telegrafisch Zusage und fühlte mich im Himmel, wusste aber nicht, was das für Folgen haben wird. Ich packte zusammen. Ich hatte ein Pferd und einen Wagen für die Reitschule von Graf Béla Forgach sehr billig per Occasion gekauft. Ein zweites Pferd musste ich einem Bekannten in Pressburg liefern, so fuhr ich zweispännig in fünf Tagen bis Pressburg. Mein guter Freund Frank kam mir bis Carlbürg entgegen. Ich war indessen immer ohne Nachrichten aus Aarberg. In Pressburg übernahm ich das Inventar, sechs Pferde und Sattelzeug. Mein Freund Frank verhalf mir zum Geld. Ich bekam gleich ein Pensionspferd von Graf Ernst Esterhazy, ich mietete eine sehr nette Wohnung nahe der Reitschule. Trotz schreiben und telegrafieren bekam ich keine Nachricht von Aarberg, weder Geld noch Brief kam, konnte mir nicht denken, was los war. Endlich bekam ich einen 24 Seiten langen Brief von meiner Braut, wo sie mir die traurige Nachricht mitteilte, dass Mama das Geld nicht herausgäbe, es werde Verschiedenes über mich gesagt von Biel her, wegen Schulden etc. Ich solle alles, Ring und Geschenke an meine Braut zurückschicken und ihr nicht mehr schreiben. Ich hatte aber ein gutes Gewissen, packte zusammen, liess alles im Stich. Frank versprach mir, alles zu beaufsichtigen.

Ich fuhr direkt nach Aarberg, ging direkt zur Schwiegermutter, die sich aber versteckte, die Braut war in Bern. Nun sass ich auf der Terrasse an demselben Platz wie am 9. November, nur ganz allein. Es war finster; auf einmal kam der Onkel Dubler und frug, was ich wünsche. – Ich wolle Fräulein Lengenhager sprechen. – Die ist nicht da, Sie haben hier nichts mehr zu suchen. Ich ging zu einem Bekannten und Dienstkameraden, Jules Bloch, bei dem ich übernachtete. Früh fuhr ich mit dem zweiten Zug nach Bern, hatte aber Höllenangst, dass meine Braut nach Aarberg zurückfahren müsse und wir uns in Lyss kreuzen. Sie war bei ihrer Schwester, Frau Brack. In Bern angekommen schrieb ich ein Zettelchen an meine liebe Braut, dass ich da sei, ob ich sie besuchen dürfe. Ich sandte damit einen Dienstmann zu ihr, der mir auch die freudige Botschaft brachte, dass sie mich erwarte. Nun atmete

ich frisch auf. Ich ging sofort hinauf in die Rue des Alpes, wo sie mich mit lautem Lachen erwartete. Ihre Schwester tröstete mich auch. Nun lud ich sie vis-à-vis ins Café des Alpes zu einem Glas Bier ein. Während wir dort sassen, kamen ihre Mama und der Onkel vorbei, um sie abzuholen und vor dem Abgrund zu retten. Sie ging nach Hause und versprach mir, dass sie auf keinen Fall nach Aarberg gehe und lieber auf alles verzichte als mich im Stiche zu lassen. Ich blieb dort sitzen, bis die alte Gesellschaft wieder abzog und Marie zu mir kam. Nun erzählte sie mir, was die bösen Zungen alles über mich logen. Dass ich wegen Schulden in Biel fort musste, dass der Brautschmuck noch nicht bezahlt sei, etc. Ich liess mir nun von dem Bijoutier am Fraumünsterplatz in Zürich eine zweite Quittung ausstellen für den Schmuck den ich am 12. November bar bezahlt hatte. Ferner liess ich eine Annonce im Bieler Tagblatt einrücken, in der ich alle diejenigen, die vom Jahre 1875/76 irgendeine Forderung an mich zu stellen hätten, ersuchte, sie möchten es in demselben Blatte veröffentlichen. Ich wusste, dass niemand etwas zu fordern hatte, hatte ich doch noch erspartes Geld mit nach Ungarn genommen. Überhaupt sah man mich ungern von Biel fortgehen. Nun war ich mit meiner Braut ganz einig und sollte die Hochzeit im Juni sein, obschon die Mama erklärte, nicht erscheinen zu wollen. Ich reiste mit frischem Mut nach Pressburg zurück, das Geschäft ging immer besser, durch Empfehlung des Grafen Esterhazy erhielt ich den Auftrag, einen Viererschimmelzug für die Fürstin Arenberg auf Schloss Ivanka, zwei Stunden von Pressburg, zu verschaffen. Es war dies schon ein Vertrauensauftrag, der für mich von Bedeutung war. Fürst Arenberg sandte mir aus Brüssel einen Cheque von 2000 Gulden à compte, den Rest bei Übergabe. Ich musste viel herumreisen, um die vier Schimmel passend zusammenzustellen und musste sie noch vorher gut einfahren. Neue Geschirre wurden auch dazu angefertigt. Ich wurde angefragt, ob der Viererzug parat sei, da die Herrschaft am nächsten Tag aus Brüssel eintreffe. Acht Tage später fuhr ich mit dem Viererzug schneidig nach Ivanka und drehte vor dem Schloss einige Runden. Die Fürstin war auf dem Balkon. Sie liess mich nachher hinaufkommen und drückte ihre höchste Zufriedenheit aus. Sie gab mir in einem Couvert 100 Gulden als Extrahonorar, den Rest liess sie mir durch eine Bank anweisen. Sie war die verwitwete Fürstin Obrenovitsch von Serbien, ihr Mann war im Park in Belgrad ermordet worden. Ich fuhr per Bahn zurück nach Pressburg. Ich bekam nachher noch einige schöne Aufträge. Umsomehr dachte ich mit Abscheu an die Saubande in Aarberg, die mich verlästerte. Da ich nun krank wurde, mussten wir die Hochzeit auf

den 19. Juli 1880 verschieben. Ich traf am 18. Juli in Bern ein, ging mit meiner Braut zum Zivilstandsamt und abends nach Aarberg, wo meiner Braut ein Ständchen vom Frauenchor, dessen Präsidentin sie war, gegeben wurde. Die Mama zeigte sich nicht. Erst am andern Tag entschloss sie sich, mit nach Bern, respektive nach Münsingen zur Hochzeit zu kommen. Wir fuhren in 5 Caleschen, 22 Personen, nach Münsingen. Es wurde fest getanzt. Ich war aber froh abzudampfen gegen Pressburg zu, wengleich die Aarberger Clique behauptete, Fräulein Lengenhager komme in Fetzen gehüllt zurück, in Ungarn gebe es ja nur Zigeuner-Drahtflechter. Wir verabschiedeten uns am Bahnhof von den Gästen, meine Frau verlor keine Träne. Wir fuhren bis ins Hotel Bellevue in Thun und andern Tags zum Hotel Giessbach, dann über den Brünig nach Luzern und Zürich. In Zürich erhielt meine Frau ein Telegramm, in dem sie von Mama zu einem Rendez-vous nach Baden gebeten wurde. Ich liess sie alleine gehen, wahrscheinlich glaubte Mama, dass ihre Tochter wirklich in Zigeunerhände geraten sei. Als sie zurückkam, drängte ich für fort, hatte ich doch eine Abscheu gegen meine Heimat. Wir fuhren über Lindau nach München, blieben zwei Tage dort, dann nach dem lieben Wien, wo uns mein Papa abholte, der unterdessen wieder nach Wien übersiedelt war. Dort war es mir aus gewissen Gründen auch nicht wohl, nur fort nach Pressburg, nach Wien kommen wir noch oft genug. Ich telegraphierte Ulrich nach Pressburg, der mich einstweilen vertreten hatte. Ulrich war lange Dampfschiffskapitän auf dem Zürichsee, bis zu dem Unfall, wo sein Schiff unterging. Früher war er bei der galizischen Cavallerie gewesen und hatte den Feldzug 48 mitgemacht. Nach der Schiffskatastrophe übernahm er eine Reitschule in Zürich und später einen Zirkus, der in Bern abbrannte. Als er nichts mehr hatte, kam er zu mir nach Pressburg, er kam mir gerade gelegen. Später verschaffte ich ihm eine Stelle als Stallmeister beim Grafen Dezsuffy in Nyiregyhaza, wo er nach zirka 12 Jahren starb. Sein Sohn Otto ist heute wohlsituerter Reitschulbesitzer in Genf. Ulrich sollte uns nun in Hainburg an der Donau per Wagen abholen, was er auch tat. Er kam zweispännig und als Escorte einige Herren à cheval. Es gab ein flottes Diner. Nachmittags spielten wir Kegel und gegen Abend fuhren wir alle zusammen nach Pressburg. Bis Hainburg war ich mit meiner Frau auf der Donau gefahren, es war wunderschön. In Pressburg angelangt, spielte gerade die Militärkapelle auf der Promenade; nun hatte meine liebe Frau eine andere Idee von Pressburg.

Im Brockhaus von 1888 steht:

«Die königliche Freistadt Preßburg, ehemalige Krönungsstadt Ungarns, an der Österreichisch-Ungarischen Staats- und der Waagthalbahn und Dampfschiffstation, liegt malerisch am linken Donauufer am Fuß der Ausläufer der Kleinen Karpathen, gehört zu den angenehmsten Städten des Landes. Preßburg hat 1881 48 326 deutsche und ungarische Einwohner.»

Das damalige Pressburg, ungarisch: Pozsony, ist heute als Bratislava die Hauptstadt der Slowakei und mit rund 427 000 Einwohnern die grösste Stadt des Landes.

Eigenes Geschäft in Pressburg

Wir logierten einstweilen im Hotel Hirschen, bis die Wohnung, respektive die Küche komplettiert war. Ich hatte sehr nette Möbel gekauft, nun fing erst der gemütliche Haushalt an. Meine Frau machte viele nette Bekanntschaften und fühlte sich recht wohl. Sie durfte fleissig reiten, Sonntags fuhrten wir viel aus. Ich bekam immer mehr und feinere Kundschaften. Nach anderthalb Jahren Ehestand kam Hélène zur Welt und zwar am 20. Dezember 1881. Gräfin Zichy, geborene Fürstin Adesealchy, offerierte sich als Taufpatin, sie ritt nämlich bei mir. Im Frühjahr darauf lud uns die Gräfin ein, auf das Schloss in Nedrod zu kommen und zwar für sechs Wochen. Vorher musste ich für sie und den Exzellenz Grafen je ein Reitpferd kaufen. Es gelang mir, zwei Pferde in Raab auf dem Markt zu finden und gleichzeitig musste ich ein Paar Pferde für Herrn Fehr in Burgdorf beschaffen und fand zwei sehr nette Schimmel. Für die Gräfin kaufte ich ein total verdorbenes, stetiges Luder, aber ein sehr schönes Pferd, fünfjährig mit viel Blut, nur konnte es niemand reiten. Ich kaufte das Luder um 180 Gulden, ich sah, dass es nur verdorben war und freute mich, es herzurichten. Die Händler und Juden schlugen die Hände zusammen, als ich sagte, in acht Tagen müsse die Stute unter Damen gehen. Ich kaufte für den Grafen noch einen sehr guten starken Schimmel und fuhr mit den vier Pferden von Raab nach Pressburg. Ich nahm die Stute gleich energisch in die Arbeit, scharf aber wieder gut, so dass sie, als sie einen Meister gefunden hatte, in wenigen Tagen tadellos ging. Die Stute war schon früher gut geritten worden, gehörte sie doch dem Husarenrittmeister Altans, aber sie kam in miserable Hände. Meine Miss Ehernbest, eine Engländerin, eine verwegene Reiterin,

die während sechs Jahren bei mir ritt, liess mir keine Ruhe, bis sie die Stute reiten konnte. Es ging ganz gut, wir ritten sogar hinaus, die Stute ging vorzüglich, nur fürchtete sie das Militär schrecklich. Ich schrieb nun der Gräfin nach Nedrod, dass ich die Pferde habe. Ich erhielt eine Einladung, auf sechs Wochen mit meiner lieben Frau und Hélène nebst Wagen und vier Pferden, den zwei Schimmeln für Herrn Fehr und die zwei Reitpferde dorthin zu kommen. Ich hatte in Pressburg einen verlässlichen Stellvertreter und wir reisten per Ax nach Nedrod, ein Bursche ritt den Schimmel vom Grafen und führte die Stute Mirza daneben. Wir wurden sehr freundlich aufgenommen, die Pferde gefielen sehr gut. Die Gräfin ritt nun jeden Vormittag zwei Stunden mit mir aus, hin und wieder kam der Graf mit. Die Stute ging wunderbar, Militär war keines vorhanden. Nachmittags ging ich mit dem Grafen auf die Jagd, Hasen, Fasanen und Rebhühner. Später wurde eine Kreisjagd arrangiert. Es kamen viele Freunde, hohe Gäste, worunter Ministerpräsident Tisza. Die sechs Wochen gingen schnell vorüber, es war eine sorgenlose, herrliche Zeit. Nun hiess es aufbrechen, der Graf bezahlte mir die zwei Pferde, und ich fuhr mit den Schimmeln, die ich inzwischen gut eingefahren hatte, damit sie in Burgdorf keine Schwierigkeiten machten. Als wir wegfuhr, liess uns der Graf noch eine Menge Hasen, Hühner und Fasanen auf den Wagen packen. So fuhr wir fröhlich nach Hause. Ich schrieb sofort Herrn Fehr in Burgdorf, er möchte kommen und die Pferde übernehmen. Einige Zeit später kam Herr Fehr (*der Käufer der Villa am Kreuzgraben*) mit seinem Schwiegersohn, Herrn Roth (*dem Vater von Alfred G. Roth*), per Schiff aus Wien an. Ich holte die Herren mit den Schimmeln beim Schiff ab. Herr Fehr lud uns ins Hotel Palugyaz ein, wo er mit mir den Handel abschloss. Ich musste mich verpflichten, die Schimmel nach Burgdorf zu bringen. Die Herren verreisten wieder. Ich reiste mit den Schimmeln nach Burgdorf und blieb zwei Tage dort, um dem Knecht die Pferde vorzufahren. Sie mussten auch erst gewöhnt werden, den Käsewagen zu ziehen, besonders da es dort so stark bergauf geht, kamen doch die Pferde aus dem Flachland. Es ging ganz gut, die Pferde haben volle zwölf Jahre gedient, Herr Fehr überlebte sie leider nicht mehr. Nun kam ich wieder nach Pressburg und es hiess wieder fleissig sein. Ich hatte meine treuen Kunden, so ging es recht gut. Hin und wieder kaufte ich per Gelegenheit billige Pferde, um etwas aus ihnen zu machen und sie wieder an den Mann zu bringen. So kaufte ich auf einem Markt zwei fünfjährige nette braune Stuten zu 140 und 150 Gulden das Stück. Sie kamen aus verschiedenen Orten. Ich stellte sie zusammen, machte Toilette und spannte sie täglich langsam

zusammen. Gut gefüttert und geputzt, mit einem neuen Paar Geschirr darauf, verkaufte ich sie dem Obersten Graf Auersberg, der sie seiner Schwester nach Köln schickte. So verkaufte ich auch ein Paar zusammengestellte sehr elegante Schimmel dem Grafen Balthyany. Hätte ich damals Kapital gehabt, ich hätte viele Geschäfte machen können, besonders mit Reitpferden nach Wien und ins Ausland, die waren immer gesucht. Aber ich hatte eben kein Kapital und konnte nur per Occasion recht billig kaufen. So wurde mir der siebenjährige englische Vollbluthengst Mac Gregor angeboten. Es war im Winter 1884. Meine Frau reiste indessen mit der dreijährigen Hélène nach Aarberg zu ihrer Mama, um zu zeigen, dass sie noch nicht in Fetzen herumgehe, und um den Spiessbürgern in Aarberg klar zu machen, dass sie nicht mit Zigeunern und Rastabindern verkehre, sondern mit Leuten, bei denen sie alle in die Schule gehen könnten, um Bildung zu lernen. Meine Frau war froh, danach wieder nach Pressburg zu kommen.



Pferd und Reiter als Briefkopf auf Armin Meyers Geschäftspapieren, 1884

Mac Gregor wird erzogen

Ich benutzte also die Gelegenheit, dass meine Frau abwesend war, um den Mac Gregor zu kaufen, ein böses, aber auch verdorbenes Tier, das im Gestüt des Grafen Palffy in Königshaiden zwei Jahre lang zum Verkaufe ausgeschrieben war. Es war in einem Paddock, wurde nie geputzt, das Futter wurde ihm hineingeworfen, da niemand hineindurfte. Es kamen alle Frühjahr und Herbst Händler von Wien, um überall junge Pferde vom Gestüt zu kaufen, aber den Mac Gregor wollte niemand. Nun offerierte man mir das Vieh. Ich ging auf die Centralkanzlei und fragte nach dem Preis. Da hiess es, ich solle eine Offerte machen. Ich offerierte 50 Gulden, da ich mein Leben riskiere und nicht wisse, ob etwas aus dem Pferd wird. Es wurde mir zugeschlagen. Ich machte aber zur Bedingung, dass man mir beim Einfangen behilflich sei. Nun liess ich mit der Bahn meinen Valentin kommen, einen ausgedienten Husaren, sehr kräftig, mit einem Gehilfen und mit Kappzaum, Longe, Zügel, Maulkorb etc. Der Hengst wurde nun mit Schlingen geworfen, gebunden, gezäumt mit Kappzaum und Maulkorb, gegurtet, ausgebunden und fort ging es sechs Stunden zu Fuss nach Pressburg. Auf jeder Seite ein Mann mit Longe und Knüttel. Ich wartete mit Ungeduld auf das Untier, endlich abends um fünf Uhr kamen sie an. Das Pferd sah eher einem Bären ähnlich als einem Vollblut: lange Haare, lange Zotten an den Beinen, Schweif bis an den Boden, ohne Beschlag, zwei Jahre nicht geputzt. Ich wollte ihm die eine Longe wegnehmen und die andere in den mittleren Ring einschnallen. Er stieg direkt in die Höhe und wollte mir die Longe aus den Händen schlagen. Im gleichen Moment banden wir ihm das linke Knie respektive Ober- und Unterschenkel mit einem Steigriemen zusammen, und nun war ich vorläufig Meister. In der Bahn longierte ich ihn noch eine halbe Stunde auf drei Füßen, es gibt ja nichts Mühsameres für ein Pferd. Nach sechs Stunden Marsch war er auch schon müde, das Wasser lief ihm herunter. Ich bereitete ihm einen separaten Stall vis-à-vis der Reitbahn. Da er sich am Kopfe nicht anfassen liess, band ich ihn mit Kappzaum und Longe an, dass er fressen und liegen konnte. Er war ganz allein im Stall, aber doch angebunden. Man brachte ihm später zu fressen und zu trinken. Andern Tags machte ich nur die Longe los und führte ihn wieder in die Bahn. Ich exerzierte mit dem Kappzaum, dass er Respekt bekam und longierte ihn fest ab und so fort. Nach einigen Tagen konnte ich schon auf- und abzäumen. Nun ging's ans Putzen; ich hielt den Kappzaum und Valentin fing an zu putzen. Anfangs brüllte und haute er, aber

wir gaben nicht nach, dann wurden die Füsse aufgehoben. Alles liess er nachher geschehen. Nun wurde Toilette gemacht, der Schweif kurz geschnitten, die Fessel ausgeschoren; das Pferd war nicht mehr zu erkennen und bekam Glanz. Kurz und gut, nach einigen Wochen ging Mac Gregor im Reiten gut, hatte er doch als dreijähriges Rennpferd einmal den Jockey mit Zähnen beim Oberschenkel gepackt und ihn während dem Rennen über den Kopf geschmissen. Er wurde eingespannt, ich fuhr sogar mit silbern plattiertem Geschirr im Coupé einspännig mit Valentin nach Königshaiden (*heute Kralova in der Slowakei*). Niemand erkannte das Pferd wieder. Es kamen die Rennen in Pressburg, zum Schluss ein Bauernrennen ohne Sattel. Ich liess Valentin auf Mac Gregor hors concours mitreiten, da Vollblüter ja nicht mitgehen durften. Er gewann spielend und Valentin bekam vom Comité fünf Dukaten als Geschenk. Ich verkaufte den Hengst dem Ulanen-Rittmeister Vacano, der ihn dann an den Kaisermanövern ritt. Ich bekam 450 Gulden; der Verdienst war nicht gross, dafür aber der Ruhm, in jeder Weise gesiegt zu haben. Die Sache wurde ja weit und breit bekannt, täglich kamen Neugierige. Als meine Frau aus der Schweiz zurückkam, war Mac Gregor schon gezähmt. Nun hatte ich aber für einige Zeit genug von dieser Sorte Pferde; als Tierbändiger wollte ich doch nicht auftreten und viel Gewinn springt ja sowieso nicht heraus. Die Reiterei ging immer recht ordentlich, ich hatte viele Damen der Aristokratie.

K. und k.-Kunden

Erzherzog Friedrich wurde mit ganzem Hofstaat nach Pressburg versetzt; das brachte viel Leben und Verdienst. Es wurde ein Kontrakt mit mir abgeschlossen, dass die Reitpferde bei schlechtem Wetter zu gewissen Stunden in meiner Reitbahn geritten werden konnten. Dafür erhielt ich monatlich 50 Gulden. Wenn ihre Kaiserlichen Hoheiten reiten wollten, durfte niemand anders als ich die Reitbahn betreten. Es wurde für die Stunde 2 Gulden bezahlt, immer von ein bis zwei Uhr, wenn ohnehin niemand ritt.

Der Brockhaus von 1888 erwähnt ihn als Friedrich, Erzherzog von Österreich, geboren am 4. Juni 1856 als zweiter Sohn des Erzherzogs Karl Ferdinand, seit 1886 Feldmarschallleutnant und Kommandant der 14. Infanterietruppendivision in Pressburg. Erzherzog Friedrich erfreut sich grosser Beliebtheit bei seinem Oheim Erzherzog Albrecht und wird als künftiger

Nachfolger in der militärischen Stellung desselben angesehen. Friedrich ist seit 1878 mit der Prinzessin Isabella von Croy-Dülmen vermählt, aus welcher Ehe sieben Töchter entsprossen.

Eines Tages erhielt ich vom Grafen Zichy in Nedrod ein freundliches Schreiben, ob ich die braune Stute Mirza in Commission nehmen möchte, da die Gräfin, weil in anderen Umständen, nicht mehr reiten durfte. Ich einigte mich mit dem Grafen und er schickte mir die Stute zu. Ich ritt sie täglich. Sie gefiel dem Rittmeister des Erzherzogs sehr gut; er sagte, sie passe gut als Paar zu einem Braunen, den die Erzherzogin führte. Er frug, ob sie eingespannt gehe, ich wusste es nicht, probierte sie mit einem alten Schulmeister. Sie gebärdete sich etwas wild, aber nach und nach immer besser und trug sich wunderschön. Der Stallmeister bat mich, die Stute mit der Seinigen zusammenzuspannen und sie gingen wunderschön, sogar auffallend egal. Er offerierte die Stute dem Obersthofmeister des Erzherzogs Graf Herbertstein. Letzterer wünschte sie zu sehen; es wurden die schönen Geschirre aufgelegt und im Damenphaeton eingespannt. Ich musste mit ins Palais, dort wurden die Pferde vorgefahren. Das erzherzogliche Paar erschien, der Erzherzog frug mich sehr freundlich, von wo ich die Stute habe? Ich sagte ihm, von Exzellenz dem Grafen Zichy in Nedrod und dass die Gräfin nicht mehr reiten dürfe. Das Pferd gefiel, der Obersthofmeister frug mich um den Preis an. Der Stallmeister wollte natürlich auch noch etwas verdienen, im Sekretariat wurde mir das Pferd ausbezahlt, ich glaube 900 Gulden. Wenn seine kaiserliche Hoheit erst gewusst hätte, dass ich die Stute in Raab von einem Zigeuner um 180 Gulden gekauft hatte. Anderthalb Jahre später wurden die zwei herzigen Braunen um 2000 Gulden an die Fürstin Starkenberg verkauft. So das Schicksal eines Pferdes, wenn es in glückliche Hände kommt. Mit Freude denke ich an diese Stute zurück.

Zwei Zitate aus Briefen seines jüngsten Sohnes Max, geboren in Biel 1894, gestorben in Burgdorf 1968, lassen auf die Bewunderung schliessen, die dieser für seinen Vater und dessen bewegtes Leben hegte. 1950 schreibt er: «Mein lieber Papa war ein würdiger Vertreter dieser echt oesterreichischen Welt aus einer alten, goldenen Zeit». Und kurz vor seinem Tode bestätigt er 1968 die obigen Schilderungen seines Vaters: «Ich bin nämlich in einer Reitschule aufgewachsen und kenne den Betrieb und das Pferd durch und durch. Mein lieber Vater war zu seiner Zeit eine Autorität im

Reitfach und hatte in Bratislava viele Jahre die städtische Reitschule inne, einer kleinen Hochburg für Pferde. Erzherzog Friedrich von Österreich war fast täglich in seiner Reitschule und liess sich in Sachen Pferde beraten. Es entwickelte sich ein inniges Freundschaftsverhältnis mit meinem Vater. So war mein Vater mit vielen Herren der damaligen Hocharistokratie dank des Ungarpferdes in nähere Beziehung getreten. Er war ein unbeugsamer Reitlehrer, streng aber korrekt, und seine Reitmethode hatte auch im Ausland grossen Anklang gefunden.»



Erzherzog Friedrich von Österreich

Mein Vater machte in Wien schlechte oder gar keine Geschäfte, ich musste von Zeit zu Zeit mit Geld aushelfen. Im gleichen Jahr bekam meine Frau ein Knäblein, das wir Armin taufte, leider starb es glaube ich nach sechs Wochen. Im Herbst dieses Jahres wurde ich mit meiner Frau zu Fräulein Ujvary nach Uilak bei Komorn eingeladen, das Fräulein ritt bei mir. Wir blieben zirka acht Tage dort, machten viele Ausflüge in das nahe gelegene Kaiserliche Gestüt Báholma und Kishér, dort verlor ich mein schönes Cigaretten-Etui aus russischem Tala, das mir meine Frau zu Neujahr geschenkt hatte. Prinz Ferdinand von Coburg war dort als Husarenleutnant stationiert, es war das der heutige König Ferdinand von Bulgarien, wir haben noch zusammen Kegel geschoben. Nun ging es wieder gegen Pressburg. Die Winterreitkurse fingen an. Wir übten ein Costüm-Reiten ein, das recht gut ausfiel. Dazu spielte eine Abteilung der Regimentsmusik, dirigiert von Capellmeister Franz Lehar, Vater des bekannten Komponisten Lehar. Im Frühjahr kam der König Alphonse von Spanien, Schwager des Erzherzogs Friedrich, nach Pressburg. Es war grosser militärischer Empfang am Bahnhof, ich ritt auch im schwarzen Frack und Cylinder neben dem Einzug. Es fehlte in Pressburg nie an Abwechslung. Wie schön war der Empfang, als

Kronprinz Rudolf mit der Stephany (*belgische Prinzessin*) von Wien kommend mit Extrazug in Pressburg Halt machte, um gleich weiter nach Budapest zu fahren. Der Bürgermeister hielt eine Ansprache, Rudolf und Stephany stiegen aus dem Salonwagen aus, meine Frau und ich waren nur wenige Schritte davon entfernt. Wieder kam für mich eine Abwechslung, als der Cirkus August Kremser kam, es war ein grosser und besserer Cirkus. Ich wurde mit Herrn Kremser bekannt, wir machten zusammen Ausflüge. Er bat mich, einmal abends in der Hohen Schule aufzutreten. Er gab mir ein famoses Pferd, Emir, das ich zwei, drei Mal in der Probe ritt. Nun ritt ich einmal abends, es wurde auf den Plakaten annonciert. Alle meine Bekannten kamen, sehr viele Offiziere, Erzherzog Friedrich und Gemahlin, der Herzog von Braganza, der Cirkus war gefüllt. Ich war etwas aufgeregt, besonders als die Reihe an mich kam. Meine Frau wäre am liebsten hinausgegangen. Nun Courage, der Vorhang war zu, ich stieg zu Pferd in Frack und Cylinder, weisse Hosen und Lackstiefel, die Musik spielte, der Vorhang öffnete sich. Ich ritt im Galopp hinein auf die Knie – den Cylinder herunter und nun ging's los in allen Gangarten, als hätte ich nie etwas anderes gemacht. Es wurde so lange applaudiert, bis ich nochmals hineinritt. Nach der Vorstellung lud uns Kremser zum Nachtmahl ins Hotel König von Ungarn ein, er war mit meiner Leistung zufrieden, ebenso mit der Einnahme. Im Herbst ritt ich mit einem Herrn zu den grossen Kaisermanövern nach Mähren, es war ein weiter Ritt nach Dürnkrut-Angern. Dort im Schloss des Prinzen Philip von Coburg war das Kaiserliche Hauptquartier. Wir langten abends spät dort an, nirgends Platz, weder für die Pferde noch für uns, alles überfüllt mit Militär. Die Pferde band ich an einen Baum, verschaffte mir Futtersäcke und Fourage, wir konnten in einem Caféhaus auf einem Billardtisch übernachten. Früh um fünf Uhr nichts als Trompetensignale, schnell Pferde füttern und tränken. Nun kam ein Regiment nach dem andern. Wir tranken einen Schnaps, assen Brot dazu und ritten mit fort gegen das Manöverfeld zu. Wieder Trompetensignal, es wurde die Mitte der Strasse freigelassen, nun kam der Kaiser, die Könige von Sachsen und von Serbien (Milan) und eine Menge fremder Offiziere. Der Kaiser ritt einen Galopp voraus über die Felder, die ganze Suite nach, es war ein prachtvoller Anblick; das Manöver dauerte bis halb zwölf Uhr. Nun kam die Revue, 55 000 Mann in endlosen Reihen zu 8 Treffen aufgestellt, Cavallerie, Artillerie, Infanterie. Als alles in Reih' und Glied aufgestellt war, ritt Erzherzog Albrecht, der Oberkommandierende, dem Kaiser entgegen, der mit der ganzen Suite diese 8 Treffen im Galopp abritt. Gleichzeitig intonierten

sämtliche Militärkapellen die Nationalhymne, es war ein Schauspiel, wie ich es nie gesehen hatte. Kronprinz Rudolf commandierte sein Regiment, Stephany fuhr im Wagen nach. Wir konnten nicht bis zu Ende dort bleiben, denn ich musste abends acht Uhr als Präsident des Trabrennvereins eine Sitzung halten. Wir ritten ziemlich scharf, obschon seit früh immer im Sattel gesessen, zu essen gab's nichts. Wir kamen nachmittags vier Uhr nach Malacka, dort spannte mein Begleiter aus, er konnte nicht mehr weiter vor Müdigkeit. Wir assen schnell eine Kleinigkeit, ich liess ihn samt dem Pferd dort und versprach ihm am andern Tag entgegen zu reiten. Ich ritt nun weiter, hatte ein herrliches Pferd namens Csardas und langte um Viertel vor acht Uhr in Pressburg an, gab das Pferd ab, begrüßte schnell meine Frau und Kind, hatte nicht Zeit mich umzuziehen und ging zum Roten Ochsen, wo bereits die Mitglieder warteten. Aber niemand wollte glauben, dass ich aus Dürnkrut käme. Die Sitzung lief gut ab, es wurde beschlossen, ein Rennen abzuhalten. Andern Tags ritt ich um acht Uhr mit einem andern Pferd ab und traf den Herrn mit seinem Schimmel in Blumenau (*heute Lamac*), auf halbem Weg von Malacka.

Das nächste Jahr war wieder ein Manöver bei Pressburg in Gegenwart des Kaisers. Wir ritten wieder beide aufs Manöverfeld, manchmal in nächster Nähe des Kaisers, immerhin auf Distanz. Der Kaiser nahm nach Schluss der Manöver die Parade ab und hielt in ungarischer Sprache eine Ansprache an die Soldaten, es war sehr schön, ich verstand jedes Wort. Nun war wieder Ruhe in Pressburg. Mein Vater schrieb eine Karte, ich möchte nach Wien kommen. Er hatte eine Besprechung mit einem Stallmeister Krebsbauer, der in dieser Eigenschaft in Bukarest (Manège Blarenberg) war. Derselbe konnte meinem Vater und mir nicht genug zureden, ich



Kaiser Franz Joseph, 1885

möchte doch das Geschäft übernehmen. Baron Blarenberg wolle aus Gesundheitsrücksichten abgeben, es sei ein Bombengeschäft zu machen dort. Ich hatte ziemlich Lust, umsomehr ich von meinem Vater stets angepumpt wurde, ich sah, dass das kein Ende nehmen wird. Warum wohnte er aber in so einer teuren Wohnung, wenn man nichts verdient. Meinen armen Bruder, der ja kein so grosses Gehalt hatte, hatte er auch ausge-seckelt. Ich dachte mir, wenn ich in Bukarest bin, hört er dann auf, kam er doch jeden Augenblick nach Pressburg und ging nicht weg, bis ich 50 oder 100 Gulden gegeben hatte. Von Pressburg ging ich zwar ungern fort, ebenso meine Frau. Sie meinte, ich solle mir die Sache ansehen, mit Blarenberg sprechen und es mir dann gut überlegen.

Unstetes Geschäftsleben

Frau Meyer scheint zu ahnen, dass nun eine schwierige Zeit mit geschäftlichen Hoffnungen und Enttäuschungen beginnt. Immer wieder werden Verträge nicht eingehalten oder Kunden bezahlen nicht. Reitschulen spüren politische, gesellschaftliche und konjunkturelle Veränderungen rasch und nur schon das saisonale Auf und Ab muss jeweils aufgefangen werden. Ab 1886 übernimmt er den Betrieb in Bukarest. Im Sommer reist er jeweils mit abenteuerlichen Pferdetransporten seiner Kundschaft an die Schwarzmeerbadeorte nach, wo der König auf Schloss Pelesch in Sinaia seine Sommerresidenz hat. Von Küstendje, dem heutigen Costanza, aus fährt er sogar einmal mit einem befreundeten Kapitän bis nach Konstantinopel. Diese Schiffsreise und die Stadt beschreibt er ausführlich, besonders natürlich wieder berühmte Stallungen, Pferde und Paraden.

Er hat genug von Bukarest, verkauft alles und übernimmt das Gut des Herrn Bals in Brad, «einem abgelegenen, echt walachischen Nest, wo kein zivili-sierter Mensch wohnte». Der nächste grössere Ort war Ploest, wo er immer wieder Besorgungen machen muss.

Einmal vor Weihnachten musste ich mit meiner Frau und Helene nach Ploest fahren, es war eine jämmerliche Kälte. Ich borgte einen Bauernschlitten aus, der Schnee war meterhoch, hier war es ja recht nett windstill, in zwei Stunden waren wir dort. In Ploest waren viele Einkäufe zu machen, es wurde fast vier Uhr, schon bald dunkel. Es kam ein Schneegestöber, wir sahen keinen Weg mehr, alles verschwand. Ich legte meine Frau und Helene auf den Boden des Schlittens und deckte sie gut zu. Ich hatte Angst vor den Wöl-

fen, es gab nämlich öfters zu sehen in der Gegend. Ich ging zu Fuss vor den Pferden im tiefen Schnee, ich hatte nicht kalt, ich ging ungefähr der Direktion zu, es ging alles im Schritt. Der Bursche weinte vor Kälte und Angst, mir war es auch nicht wohl zu Mut, was konnte ich machen als meine Leute trösten. Endlich sah ich von Weitem ein Licht, es war das Wächterhaus circa 20 Minuten vor Brad. Aber wir hatten noch weit bis dorthin, warfen auch glücklich um, geschehen konnte ja nichts, die Pferde wollten auch nicht mehr weiter gehn. Beim Wächterhaus konnte ich mich nun besser orientieren, verfehlte aber dennoch den Weg und kam ganz am oberen Ende des Dorfes an. Ich konnte den Eingang nicht finden, denn alle Dörfer sind mit einem hohen Zaun umzäunt, ich musste abwärts fahren bis ich den Eingang fand. Der Schnee war ja bald so hoch wie die Bäume. Es war 8 Uhr Abends, volle vier Stunden hatten wir gebraucht. Zu Hause angekommen umarmten wir uns, dass wir mit so heiler Haut davon gekommen waren, ich hatte noch nie sowas mitgemacht, nachts in einer weiten Ebene bei Schneegestöber bei 22 Grad Kälte zu fahren, wo keine Bäume existieren zur Orientierung.

Aus solchen Berichten schöpfte in den 1950er- und 60er Jahren der in Burgdorf lebende jüngste Sohn Max, als er im Burgdorfer Tagblatt Erinnerungen an seinen Vater veröffentlichte. Es ist interessant zu sehen, wie sich die mündliche Überlieferung und die schriftlichen Lebenserinnerungen ergänzen und ein Eigenleben annehmen. Auch der folgende Abschnitt aus den Erinnerungen wurde einmal im BT zu einer spannenden Erzählung erweitert:

Eines Tages fuhr ich wieder nach Ploest einkaufen, nahm den jungen Burschen mit. Auf der Heimfahrt, es war schon ziemlich dunkel, hielt ich an, sprang in den Graben, es kam nämlich ein Wolf auf uns zu, der Bursche hatte eine Höllenangst. Ich liess den Wolf auf Schussweite herankommen, doublierte auf ihn, er nahm den Schweif zwischen die Beine und rannte davon. Im Schuss täuscht man sich bekanntlich sehr mit der Entfernung. Wir fuhren nach Hause, andern Tags ging ich zu Fuss mit dem Gewehr. Beim Bahnwärterhaus sagte mir der Wächter, er habe eine Lapu (rumänisch Wolf) gesehn. Ich sah auch später seine Spuren, musste aber unverrichteter Weise zurück. Nachmittags begegnete mir ein berittener Gendarm, der hatte ein Wolfsfell im Steigbügelriemen hängend, er hatte den Wolf erlegen können.

Nach einem Winter in Brad will er eine vielversprechende Stelle in Graz antreten, doch auf der Durchreise in Wien kann ihn sein Vater wieder einmal umstimmen, eine Stelle in Theresovaz in Slavonien (heute Suhopolje in Kroatien) anzunehmen, bei Elemir von Jankovich, dem Bruder von Julius. Die Familie wächst nun auf vier Kinder an, Helene, die Älteste, muss in der Schule Ungarisch, Slavisch und Serbisch lernen. Die Mutter verkehrt mit lebenswürdigen und gebildeten Beamtingattinnen, die gut Deutsch sprechen. Von Stall- und Gestütsmeister Meyer heisst es, er habe eine goldene Hand. Die Beziehungen zwischen Adligen und Angestellten werden gut im nächsten Abschnitt sichtbar.

Lido

Herr von Jankovich kaufte einen neuen vierjährigen Vollblut-Hengsten, der an Rennen ging, aber nie vom Start wollte, und gewöhnlich zuerst den Jockey herunter warf und dann auf die anderen Pferde losbiss, Lido hiess das Luder. Einmal ritt ich mit Herrn von Jankovich, um Lido auszuprobieren, ich ritt Lido und er ein anderes Pferd. Als wir nebeneinander galoppierten, sprang er plötzlich schief auf von Jankovich los und packte ihn am Oberschenkel. Er konnte ihm mit dem Peitschenstock ein Tüchtiges über die Nase geben, dass er losliess. Ich glaubte, er wolle zusammenstürzen, so traf er ihn, aber immer zu galoppierten wir. Ich war damals auch sehr verwegen, nur war Lido colossal mühsam zu reiten. Nach halbstündigem Galopp fing er oft erst an zu bocken und hinten hoch zu schlagen, aber so, dass man ungemein fest sitzen musste. Zu allem war er noch schwach auf den Vorderbeinen und man riskierte, mit ihm hinzufliegen. Es war das, was ich am meisten scheute. Einmal im Schritt zu Hause brauchte er nur einen Bauernwagen von hinten kommen zu hören, dann ging das Schlagen los, und nichts als Sprünge. Zu Hause angelangt, riet ich Herrn von Jankovich, Lido zu kastrieren, denn er sei zu gefährlich. Er wurde kastriert, wir hatten dazu einen eigenen Tierarzt, der das los hatte. Wir glaubten, dass er nun zahm werde. Er blieb das alte Luder, nur weniger bissig. Lido verleidete mir meine ganze Stellung, die Reitknechte hüteten sich auch vor ihm, war doch jeder Vater von mehreren Kindern, nicht versichert und schlecht bezahlt. Als er mir wieder einmal solche lebensgefährlichen Sprünge machte, nahm ich mir vor, ihn nicht mehr zu reiten, und wenn es meine Stelle kostete. Abends wurde immer Befehl geschickt, welche Pferde

und wer sie reiten soll, ein Pferd musste immer für Herr von Jankovich bleiben. Nun kam wieder die Ordre: Herr Stallmeister Lido! Ich ritt ihn nicht, sondern setzte einen Burschen darauf. Nach dem Reiten ging ich nach Hause. Währenddessen kam von Jankovich in den Stall und vernahm, dass ich den Lido nicht geritten. Er liess mich auf sein Zimmer kommen und frug mich, warum ich Lido nicht geritten. Ich erklärte: Ich reite ihn nicht mehr, ich habe 4 Kinder und wenn mir was passiert, gibt mir Niemand Nichts, ich habe die bestimmte Vorahnung, dass ich mit dem Pferd eines Tages verunglücke. Er sagte, in diesem Falle sei es halt zwischen uns fertig, ein Stallmeister, der seine Befehle nicht befolge, der mit gutem Beispiel voran gehen soll, könne er nicht brauchen, so leid es ihm täte, ich soll es mir gut überlegen, er gebe mir 24 Stunden Zeit. Ich sprach mit meiner Frau darüber und mit den Beamten. Man riet mir nachzugeben, den Lido noch zu reiten, er werde ihn jedenfalls weggeben. Ich hatte einen schweren Kampf mit mir. Erstens wollte ich nicht nachgeben und zweitens wäre ich von Lido erlöst gewesen. Andern Tags frug er mich: «Nun, haben Sie sich's überlegt?» Ich sagte ja, ich wolle es noch versuchen, aber ich rate ihm, das Pferd zu verkaufen. Das schien ihn etwas zu ärgern. Am zweiten Tag musste ich wieder Lido reiten, meine Prophezeiung ging in Erfüllung: Wir gallopierten über grosse Felder, es war früh 5 Uhr, es ging über eine Wiese bergab, Lido schlug hinten hoch, vorne fiel er über den Kopf, ich flog weit im Bogen, und mein rechter Fuss war verstaucht. Der rechte Knöchel war statt rechts vorne in der Mitte, ich lag da wie tot. Die Burschen stiegen ab und hoben mich auf. Zum Glück fuhr gerade der Einfuhrkutscher vorbei, der die Remonten täglich früh einfuhr. Es war nahe der Landstrasse. Man trug mich auf den Wagen und er fuhr mich nach Hause. Ich hupfte ganz still ins Gastzimmer, nahm mein Messer und schnitt die Stiefel auf, um diese auszuziehen, und blieb auf dem Diwan liegen. Frau und Kinder schliefen noch fest und ich wollte niemand wecken, ich hatte elend Schmerzen. Endlich wurde es lebendig, die Kinder plapperten. Ich rief und meine Frau sah mich nun da liegen. Ich musste lachen und sagte, jetzt sei's vollbracht. Es hätte ja noch viel schlechter gehn können. Lido galoppierte nach Hause ohne Schaden anzurichten. Nun kam der Doktor und musste den Knöchel einrichten, ein höllischer Schmerz, dann wurde Eis geholt etc. Ich hatte 3 oder 4 Wochen damit zu tun. Herr von Jankovich erkundigte sich nie nach mir, wenigstens kam er mich nie besuchen. Das ist der Magnaten Stolz. Nun, ich hatte meinen Entschluss gefasst und kündigte auf den 1. März 1890. Ich ritt zwar den Lido wieder, aber nachher nahm er ihn mit nach Pest und

verkaufte ihn dort als Steepler. Er gewann sogar in Oedenburg noch ein Rennen, er war halt auch nicht mehr drei-, sondern fünfjährig, daher vernünftiger.

Er tritt bei von Jankovich aus, bleibt aber vorläufig in Theresovatz und handelt selbstständig mit Pferden, zusammen mit unterschiedlichen Partnern. Sein Tätigkeitsgebiet erstreckt sich von Berlin bis in die Schweiz, der geschäftliche Erfolg ist sehr unterschiedlich. Einmal muss ihm sogar sein Bruder Ferdinand in Wien mit Geld aushelfen, da er seinen unentbehrlichen steifen Hut im Zug hat liegen lassen. Ein abenteuerlicher Pferde-transport in die Schweiz wird von einem Lawinenniedergang in Landeck lange verzögert, bis Meyer in Zürich ankommt und mit allen Pferden durch die Stadt nach Aussersihl zieht. Eines der Pferde kommt zu einem Rekruten in der von Oberst Wille kommandierten Schule. Ein Höhepunkt ist die Lieferung eines Viererzugs zu Graf Moensleben in der Nähe von Magdeburg. Ausführlich schildert er das herrschaftliche Haus und Anwesen; die Gräfin weist ihm beim Diner einen Platz an, wo schon Kaiser Wilhelm gesessen hat.

Zurück in der Schweiz

1892 erhält er ein vielversprechendes Angebot für einen Pferdehandel in der Schweiz. Aus Rorschach bekommt er einen mit Maschine geschriebenen Brief, den ersten seines Lebens. Er kehrt mit seiner Familie in die Schweiz zurück, wo er quasi bei null beginnen muss. Es reicht gerade noch für eine Fahrkarte, damit seine Frau mit den Kindern nach Bern zu ihrer Schwester reisen kann. Das Geschäft in Rorschach löst sich in nichts auf und nun beginnt eine Art Concours hyppique durch die Schweiz. Manchmal kurz, manchmal länger wird er angestellt oder betreibt eine Reitschule auf eigene Rechnung. Die Stationen heissen: St. Gallen, wieder Biel für fünf Jahre, hier wird der jüngste Sohn Max geboren, La Chaux-de-Fonds, Hausen am Albis, Interlaken, wo seine liebe Frau stirbt, Luzern, wieder Interlaken, Baden, Lausanne, nun zusammen mit Sohn Armin, und ab 1912 Vevey, wo er 1914 seine Erinnerungen niederschreibt und 1919 stirbt. Der Schlussabschnitt der 76 handgeschriebenen A4-Seiten lautet:

Am 24. Februar dieses Jahres wurde ich krank, und heute am 28. März bin ich noch zu nichts fähig. Wegen dem vielen schlechten Wetter konnte ich nicht hinaus, daher bin ich noch sehr matt und gleich müde. Ich habe diese Gelegenheit benützt, meine alten Erinnerungen aufzufrischen und niederzuschreiben, wer weiss zuwas es einmal den Kindern nützlich sein kann. Ich kann nun mit ruhigem Herzen auf meine Vergangenheit zurückdenken, meine Kinder sind alle gesund und können mit ihrer Sprachenkenntnis durch die ganze Welt kommen. Armin, der ein schönes Geschäft in der Hand hat, welches noch erst Zukunft vor sich hat, soll nur, wenn ich nicht mehr da bin, meine Stelle vertreten, die Augen offen haben, und früh und Abends da sein. Denn wo die Aufsicht fehlt, wo der Knecht freie Hand hat, die Fütterung nicht kontrolliert wird, da geht es schnell einem traurigen Ende zu, da nützt aller äussere Glanz nichts. Nun glaube ich so ziemlich alles berührt zu haben, einiges wird interessieren und manches gar nicht. Ich möchte nur noch vor Schluss nach langem Nachrechnen festhalten, dass ich seit dem Jahre 1866, als ich nach Wien auswanderte, 42 Mal das Domizil änderte, es ist dies beinahe unglaublich, aber wahr. Nun möchte ich vor Allem bitten, Schreibfehler oder vielleicht unleserliche Wörter zu entschuldigen.

Wünsche Glück auf meine lieben Kinder!

Vevey, den 28. März 1914
Armin Meyer